



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Militarismus der Sozialdemokratie

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der Militarismus der Sozialdemokratie



Unsre Zeit ist Krieg. Europa starrt in Waffen. Ein sinnreicher Kopf hat das einmal sehr hübsch durch eine große farbige Zeichnung verdeutlicht, die eine Zeitlang in den Schaufenstern der Buchhandlungen zu sehen war. Sie zeigte die reich gegliederten Umrisse des guten alten Europas, wie es keck aus der plumpen Masse des asiatischen Kontinents hervorspringt und sich nach allen Richtungen recht und spreizt, enthielt aber keine geographischen Angaben, sondern zur Rechten, auf dem weiten russischen Gebiete, die drohende Gestalt eines Bären, in der Mitte, im Herzen das von der nationalen Pickelhaube überragte ehrwürdige Gesicht Kaiser Wilhelms des Siegreichen, zur Linken, im Westen der Grenze Elsaß-Lothringens, den krähenden gallischen Hahn u. s. f.; im übrigen war der ganze Raum, vom Ozean bis an die Ostsee und das Mittelmeer, von Paris bis Moskau und von Berlin bis Konstantinopel mit lauter Soldaten angefüllt, nur Soldaten, in den verschiedenen Uniformen ihrer Länder, Mann an Mann in dichten Gliedern aufmarschirt. Mancher Erwachsene und mancher Junge blieben vor dem bunten Bilde stehen, der eine besah es und ging dann nachdenklich seines Wegs, der Junge gaffte und freute sich; vielleicht dachte er: O welche Lust, Soldat zu sein!

Seitdem ist wieder eine Reihe von Jahren vergangen, aber das Aussehen Europas ist immer kriegerischer geworden, die Jungen von damals sind nun auch schon wirkliche Soldaten gewesen, und die Masse der Menschen, die auf das Geheiß ihrer obersten Kriegsherrn bereit sind, mit den Waffen in der Hand aufeinander loszustürmen, ist fort und fort gewachsen. Ein Reichstagsabgeordneter, der vortrefflich mit großen Zahlen zu rechnen versteht, hat einen Aufsatz über die „deutsche Kriegsmacht“ geschrieben, worin er berechnet,

daß die deutsche Armee demnächst die dreifache Kriegsstärke von 1871 erreichen wird, nämlich 3900000 Mann. Wenn die Zahl der jährlichen Aushebung noch um 25000 oder um 75000 erhöht würde, würde im Falle eines Krieges jeder zweite Mann, der in dem Alter von 20 bis 45 Jahren steht, oder würden sogar drei unter fünf zu den Waffen greifen können. Der Herr Abgeordnete schließt daran die Frage: „Wie würde es alsdann aber noch möglich sein, während des Kriegs Ackerbau, Handel und Gewerbe in Deutschland auch nur soweit notdürftig fortzuführen, um Frauen, Kinder und Greise ernähren zu können, ganz abgesehen von denjenigen Mitteln des Unterhalts, welche das Kriegsheer selbst aus dem Innern des Landes beziehen muß?“ Nun, die Soldaten wären, wenn es zum Äußersten käme, wenn Fleisch und Brot eine seltene Ware würden, noch nicht am schlimmsten daran, sie würden sich den nötigen Bedarf schon zu verschaffen wissen.

Wenn man sich nun die allgemeine Wehrpflicht so vollständig wie möglich durchgeführt dächte? Warum sollte das Verlangen nicht berechtigt sein, daß die Gleichheit von allen mit allen auch in soldatischer Beziehung verwirklicht würde? Es wäre sehr wohl möglich, daß jeder ohne Ausnahme nach seiner Befähigung irgend eine militärische Ausbildung erhielte, daß die Kinder schon in der Schule durch Übung und Unterricht auf die Verwendung im Kriege vorbereitet würden, und daß die Frauen Arbeiten verrichteten, die den militärischen Zwecken förderlich wären. Wenn alle Soldaten wären, dann hätten wir erst ein ganzes „Volk in Waffen,“ dann hätten wir eine Gesamtheit, in der jeder einzelne dasselbe will wie alle, wie die Gesamtheit. Wenn alles allen gehört, warum soll nicht auch der Militärdienst allen offenstehen? Allerdings wenn dann ein Krieg ausbräche und jedermann mit ins Feld rücken müßte, um das Vaterland gegen den Feind zu verteidigen, so bliebe niemand übrig, für die Ernährung der Masse zu sorgen, so wäre das Elend, besonders bei einer längern Dauer des Kriegs, ungeheuer im Vergleich zu dem Schlimmsten, was uns unter den gegenwärtigen Verhältnissen geschehen kann. Und erst ein Krieg von allen, ein Krieg der Gesamtheit im Winter, wo sich zum Hunger die Kälte gesellt, „zwei schlimme Gefellen, zwei schreckliche, bösertige, grinsende Gestalten!“ Schließlich würden sich auch die Soldaten kein Brot und Fleisch mehr zu verschaffen wissen.

Es ist klar, daß der „wissenschaftliche Sozialismus,“ das System der Zukunft, mit dem Krieg von Nation gegen Nation völlig unvereinbar ist. Er kann nur auf dem Boden der Internationalität gedeihen, nur wenn er mit aller Welt und alle Welt mit ihm in Frieden lebt, nur wenn er von außen unbehelligt bleibt. Durch einen Krieg würde ein sozialdemokratischer Staat außer Rand und Band geraten. Die Sozialdemokratie, unbeugsam logisch wie sie nun einmal ist, verwirft deshalb grundsätzlich das blutige Kriegsspiel und erklärt, der entschiedenste Gegner des Militarismus zu sein. Sie will

nicht, daß jeder zweite Mann Soldat sei, sie will kein „stehendes Heer“ und keine lange Dienstzeit, damit nicht der Soldat durch die „Züchtung des militärischen Geistes“ dem „Volke“ entfremdet werde. Sie behauptet, daß nur eine winzige Minderheit von dem Militarismus lebe, daß der Militarismus hauptsächlich der herrschenden Klasse zu gute komme, weil nur sie materielles Eigentum habe, das eines Schutzes gegen Angriffe bedürfe, daß das heutige Militärsystem nur zum Schutz des kapitalistischen Klassenstaats da sei. Da aber das ganze geltende System seinem sanften Ende entgegengehe, so erbietet sie sich aus freien Stücken, unter Vorbehalt des Inventars, die Erbschaft anzutreten. Die beiden Ismen, der Militarismus und der Kapitalismus, werden einen Erben und Nachfolger haben, der, wie er schon vor Antritt der Regierung laut verkündet, ganz anders regieren wird, als seine Väter und Vorgänger. Er hat in der langen Friedenszeit nach den großen Kriegen im Anfang unsers Jahrhunderts, wo die Leutnants an die zwanzig Jahre bis zum Hauptmann brauchten, das Licht der Welt erblickt und ist dann nach den großen Kriegen von 1866 und 1870 durch die erneute Gunst des Friedens zu seiner ganzen Größe ausgewachsen, darum ist er auch so friedlich. Ihr seid der Krieg, ruft er aus, ich, der Sozialismus, bin der Friede!

Früher hieß es: L'Empire c'est la paix, jetzt heißt es: Le Socialisme c'est la paix. Nur eine Partei giebt es nach Bebel, die den Frieden wirklich will, das ist die sozialdemokratische, da die breiten Arbeitermassen aller Kulturländer die Erhaltung des Friedens wünschen. Nach Liebknecht giebt es „bloß eine Möglichkeit, die sogenannte elsäß-lothringische Frage zu lösen, und diese Möglichkeit besteht darin, daß Frankreich sowohl wie Deutschland sich sozialistisch und demokratisch entwickelt. Dann wird es keine elsäß-lothringische Frage mehr geben. Dann ist es vollständig gleichgiltig, wohin Elsaß-Lothringen gehört. Denn da wird niemand einen Kampf aufnehmen. Dann leben alle Völker friedlich neben einander. Diese Möglichkeit ist bei dem Sozialismus auch gegeben, weil keiner den andern beherrscht, weil volle Autonomie besteht für die Gesamtheit, und dann sind wir alle Brüder, dann giebt es keine Herren und keine Knechte mehr, sondern nur Freie und Gleiche.“ „Die französischen Arbeiter — meinte am 18. Oktober 1892 der »Vorwärts« — sind unfre Brüder und werden Hand in Hand mit uns den Chauvinismus der kapitalistischen Klassen bekämpfen und das Reich des Friedens, der Freiheit und der internationalen Verbrüderung herbeiführen helfen: das Reich des Sozialismus.“ Mit großem Behagen läßt der „Vorwärts“ in seinem Feuilleton „Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte von Bertha von Suttner“ erscheinen, einen Roman, der durch seinen glühenden Protest gegen den menschenmordenden Krieg großes Aufsehen erregt hat. Nicht allein, daß Frau von Suttner das Blutvergießen verdammt, daß sie den Krieg als „Verneinung der Kultur“ bezeichnet, weil er in einem unerträglichen Gegensatz stehe zu dem

„modernen Schienenweg, dem Symbol der nationenverbindenden Kultur“ und zu „allen diesen neuzeitlichen Erfindungen, welche bestimmt sind, den Verkehr der Völker zu fördern, das Leben zu erleichtern, zu verschönern, zu bereichern,“ sondern sie geht weiter, sie erklärt ihrerseits auch den Kriegsgedanken und den Kriegsworten den Krieg. „Der Stand unsrer Kultur paßt nicht zu der aus alten Zeiten uns überkommenen (!) Wildheit. So lange diese, das heißt so lange der Kriegsgeist nicht abgeschüttelt ist, läßt sich unsre vielgepriesene »Humanität« nicht vernünftig vertreten. . . »Blünderung,« »dem Erdboden gleich machen,« »über die Klinge springen lassen« — diese Worte entsprechen zwar nicht mehr dem neuzeitlichen Völkerrechtsbewußtsein, sie sind aber, von den Schulstudien der alten Kriegsgeschichte her, an den Leuten hängen geblieben; derlei ward in den auswendig gelernten Schlachtberichten so oft hergesagt, in den deutschen Aufsätzen so oft niedergeschrieben, daß, wenn nun über das Thema Krieg Zeitungsartikel verfaßt werden sollen, solche Worte von selber in die Feder fließen.“

Der ewige Friede! Es ist den Denkern und Philosophen vergangner Zeiten nicht gelungen, ihn herbeizuführen, aber sollte er darum auch für unsre fortgeschrittne Zeit unausführbar sein? Die moderne Technik hat Dinge vollbracht, die jedes frühere Geschlecht nur im Reich des Märchens und Wunders für möglich gehalten hätte, die Wissenschaft sieht weit bis an die Sterne und kennt die Eigenschaften unendlich kleiner Wesen, von deren Dasein man ehedem nichts ahnte. Durch die Erkenntnis ihrer Gesetze hat es der Mensch gelernt, sich die Natur dienstbar zu machen. Warum sollte der Mensch nicht auch sich selbst, die menschliche Gesellschaft lenken können, wie er will, nachdem er das Getriebe der Gesellschaft durchschaut hat? Warum sollte sich die wissenschaftliche Berechnung, die Konstruktion auf dem Papier nicht in die Wirklichkeit umsetzen lassen? Die dumme bürgerliche Geschichte mit ihren ewigen Fehden und Kriegen, Soldaten und Kanonen hat bisher alles verdorben. „Der Sozialismus ist (nach Bebel) die mit klarem Bewußtsein und voller Erkenntnis auf alle Gebiete menschlicher Thätigkeit angewandte Wissenschaft.“ An die Stelle militärischer Worte und Gedanken müssen demnach wissenschaftliche Überzeugungen und Ausdrücke treten, an die Stelle des brutalen Völkerkriegs der gebildete „Kampf der Geister.“

Es ist eine ganz andre Sache, wenn Geister als wenn Soldaten mit einander kämpfen. Man bedenke: was kann ein Soldat dem andern thun, und was kann ein Geist dem andern thun? Man kennt die niedrigen Listen, die saubern Pläne, die die Strategen des Altertums und der Neuzeit kalten Blutes erfonnen haben, um den Feind mit Gewalt der Waffen niederzustrecken; die Kriegsgeschichte hat sie aufbewahrt, und es giebt immer noch Leute, die solche Sachen eines gründlichen Studiums für wert halten. Es ist den Denkern der Schlachten gleichgiltig, ob sie durch offenen Kampf oder Umgehung oder Überfall

oder sonstwie das Kriegsglück an ihre Fahnen fesseln, wenn sie nur den Sieg davontragen; die Opfer, die er kostet, werden bald vergessen. Der einzelne Soldat hat seinem Gegner nichts zu leide gethan und muß ihm trotzdem pflichtgemäß nach dem Leben trachten; er kann jede körperliche Überlegenheit gegen ihn ausnutzen und darf ihn auch durch Finten überwältigen. Die Wahlstatt ist mit Toten und Verwundeten übersät, denn das Kriegerecht heißt Gewalt. Wie ganz anders wird der Geisterkampf der Kultur geführt! Zu ihm sind keine Gewehre und Geschütze nach immer neuen Modellen nötig, die ganze Heeresausrüstung kann fehlen, der Kampf ist unblutig. Es kann zweifelhaft erscheinen, ob ein Geist überhaupt, wenn man's genau nimmt, bekriegt und besiegt werden kann, da er, der nicht greif- und faßbar ist, eigentlich nicht gezwungen werden kann, sich den Gedanken eines andern unterzuordnen. Die Gewalt ist körperlich, aber im Reiche der Geister ist die Freiheit zu Hause. Die sanfte Waffe, deren sich der eine Geist bedient, um den andern aufzuklären, ist das gesprochne oder gedruckte Wort. Laute und Buchstaben, was sind das für unhandgreifliche, unschneidige Dinge! Ein Redner, der in dem harmlosen Anzug, der gerade modern ist, auf die Tribüne steigt, um den Zuhörern seine, wie sie alle wissen, unmaßgebliche Meinung zu sagen, ist keine schreckenerregende Gestalt, wie der bewaffnete, uniformirte Gewaltmensch, der Soldat genannt wird. Wie wenig ist gar ein Mann zu fürchten, der uns nicht leibhaftig vor die Augen tritt, sondern dessen Gedanken wir nur auf dem billigen Papier geschrieben zu Gesicht bekommen! Der Geisterkampf ist also der gegenwärtigen Kultur allein angemessen und wird in der zukünftigen ausschließlich das Feld behaupten.

Die beiden Arten des Kriegs, oder sozusagen die beiden Arten des Militarismus, ein Ausdruck, der natürlich auf den Geisterkampf nur figurlich paßt, haben das gemeinsame, daß sie in der Form, die sie in unserm Jahrhundert angenommen haben, durchaus neu sind. Das gilt von dem einen, dem rohen Militarismus, obwohl er bald nicht mehr sein wird, wie von dem andern, dem zahmen, obwohl er bald allein sein wird. Die ersten Stufen der kriegerischen Entwicklung sehn wir beispielsweise in Homers Ilias, einem der sogenannten Heldengedichte. Damals kämpften einzeln und Mann an Mann die Helden unter einander mit Schwert und Speer, mit oder ohne Beistand eines Gottes, und ehe sie handgemein wurden, pflegten sie längere Wechselreden zu halten, die dann wohl allmählich immer heftiger wurden; besser wäre es gewesen und es hätte eine Abkürzung der langen geschichtlichen Entwicklung bedeutet, wenn sie sich mit den bloßen Reden begnügt hätten. Seitdem haben sich nun die Waffen des wirklichen Kriegs unendlich, unheimlich vervollkommenet, zugleich aber auch die des geistigen. Die Soldaten und die Gegenstände ihrer Ausrüstung lassen sich wenigstens zählen, aber die geistigen Kämpfer und ihre Reden und Schriften sind unzählig. In der Druckerpresse

steht ihnen eine Erfindung zur Verfügung, der an Vielseitigkeit der Verwendung und an Mächtigkeit der Wirkung keine militärische gleichkommt. Die beiden Kampfesarten stimmen wieder darin überein, daß der ganze Apparat, dessen sie bedürfen, außerordentlich kostspielig ist, denn auch der Geisteskampf mit seinen Zeitungen und ihrem Personal, mit seinen Vereinen und Versammlungen verschlingt Unsummen an Geld, die sich nicht einmal berechnen lassen. Wie kultivirt erscheint jedoch wieder dieser neuzeitliche Kampf, wenn man bedenkt, daß er bei einer Meinungsverschiedenheit der Geister die Entscheidung darüber, wer im Rechte ist, auf die einfachste und würdigste Weise durch die Abgabe von Stimmzetteln bewirkt. Was nützt es, sich mit Worten zu streiten, wenn hinterher doch ein Handgemenge entscheiden soll, worin die, die am besten zu fechten und zu schießen verstehen, den Preis erhalten? Das sind Fertigkeiten, die im Geisterkampf ohne alle Bedeutung sind; die vorzüglichsten Kämpen sind hier die, die das Publikum mit ihrer Rednergabe von der Richtigkeit ihrer Ansichten zu überzeugen wissen, und die Probe auf ihre Begabung ist dann als durchaus tadelloser Abschluß eben die Abstimmung des Publikums.

Die Sozialdemokratie, als die Partei des Friedens, hat sich auch am meisten mit dem neuen Kampf mit geistigen Waffen befreundet, während sich die übrigen Parteien, die ihre Gegner sind, niemals unzweideutig gegen den ältern Militarismus auszusprechen wagen. Es giebt Sozialdemokraten, die es sogar bezweifeln, daß ihre Gegner überhaupt im Besitze von geistigen Waffen seien, oder wenigstens meinen, daß die Bewaffnung herzlich schlecht sei. Der „Vorwärts“ verglich einmal die Angst, die die Sozialdemokratie vor diesen Waffen hat, mit der Angst, die unsre Schutztruppen in Afrika empfinden, wenn irgend ein von der Kultur nicht belehrteter Negerstamm mit Knüppeln und Kinderbogen angerückt kommt. Da die Gegner in diesem Kampfe so außerordentlich untüchtig sind, haben die Sozialdemokraten auch wohl gemeint, es wäre für die Gegner besser, wenn sie sich gar nicht auf ihn einließen, da sie doch nur unterliegen könnten; außerdem müßten sie fortwährend befürchten, daß zahlreiche Überläufer ins sozialistische Lager übergängen, weil man den Sozialismus, wenn man ihn geistig bekämpfen wolle, studiren und zu begreifen versuchen müßte, dabei aber von der Unwiderleglichkeit der sozialistischen Gedankenwelt nur zu leicht überzeugt werden könnte. Auf diese Weise wäre schon mancher aus einem Saulus ein Paulus geworden.

Wenn die Parteien nur von der Stumpfheit der gegnerischen und der Schärfe der eignen Waffen mit erklärlichem Selbstbewußtsein reden wollten, so würde der Geisteskampf in ziemlicher Ruhe verlaufen können. Der Streit wäre jedesmal beendet, nachdem die vox populi ihr sachverständiges Urtheil über die Waffen durch die Abstimmung abgegeben hätte, vor dem sich alle als vor einer unanfechtbaren Autorität zu beugen hätten. Leider geht aber die

Parteilichkeit in der Hitze des Gefechts allzu oft so weit, die Waffen des andern als unehrlich, unwahr, als Lüge und Verleumdung zu verdächtigen. Manchmal möchte man glauben, daß die Zunge nicht weniger Unheil im öffentlichen Leben anzurichten vermöge als im Privatleben. Die Menschen können einander ebensogut durch Worte als durch Gewalt verwunden und vernichten, das Wort ist nur äußerlich edler und feiner, thatsächlich aber und im Hinblick auf den Erfolg gemeiner und nichtswürdiger. Es ist dem Geschädigten oft jede Möglichkeit genommen, sich gegen die ihn nur mit Worten verfolgenden zur Wehr zu setzen. Darum ist auch die gewöhnliche Annahme, daß der Geisterkampf im Gegensatz zu dem gewaltthätigen Schwert, dem Vertreter der Wut und des Hasses, eitel Liebe und Menschlichkeit bedeute, so sonderbar, da sie den Thatsachen so wenig entspricht. Die Verehrer der geistigen Waffen, deren Gesinnung ja die höchste Achtung verdient, geraten bei ihrer Abneigung gegen Gewalt und Krieg leicht in ein Extrem der Überschätzung des Geistes. Wenn man sich der lieblosen Verse erinnert: „Wir haben lang genug geliebt und wollen endlich hassen,“ so wird man die ebenfalls in Versen ausgesprochne Meinung des Grafen Rudolf Hoyos nur als einen schönen Wahn ansehen können:

Aus eurem Schwerte ströme Licht,
Und Liebe sei des Schildes Zeichen.
Vor dieser Waffen Schwergewicht
Wird der Versucher weichen.

Der finstere Dämon Völkerkrieg
Wird kreischend vor der Wahrheit fliehen,
Und übers Schlachtfeld nach dem Sieg
Der Menschheit Genius ziehen.

Man vergißt oft, welche Beschwerden der geistige Kampf ums Dasein den Menschen und Völkern auferlegt, welche große Zahl von Verwundeten und Toten er zur Folge hat. Bis jetzt sind die politischen, kirchlichen und nationalen Unterschiede keineswegs vor den sozialen verschwunden, und dadurch, daß sich die Klassen der Gesellschaft erbittert befehden, haben der einzelne und die Gesamtheit nur noch eine Kriegslast mehr zu tragen bekommen. Die geistigen Anstrengungen, die sich der einzelne auferlegen muß, um seine Existenz zu wahren oder seine Überzeugungen zur Geltung zu bringen, stellen an die seelische und körperliche Kraft die höchsten Anforderungen. Es ist doch die Frage, ob die, die unter dem Donner der Geschütze zu Invaliden geworden sind, an ihren Gebrechen mehr zu tragen haben, als die, die verkrüppelt und verstümmelt das Schlachtfeld des Geisterkampfes verlassen müssen. Keine andre Zeit hat ihre Nerven so „gefühl“ wie die unsrige. Darum ist es Thorheit, vorzugsweise von dem Frieden unter den Völkern zu predigen und erst in zweiter Linie an den Frieden unter den Geistern zu denken. Dabei

sind es oft die größten Kleinigkeiten, über die sich die Menschen herumstreiten. Frau von Suttner belustigt sich über das bischen Luxemburg, das im Jahre 1867 das so beliebte „Krieg in Sicht“ hervorrief, und erzählt, daß sie erst wieder Studien über das Wesen der sogenannten „Frage“ habe anstellen müssen, wie einst über Schleswig-Holstein. „Luxemburg? Was war denn das so weltwichtiges?“ Aber Luxemburg ist doch immerhin noch etwas, es mag wenig sein, aber was sind das oft für unwichtige, läppische Sachen und Säckelchen, worüber sich die Helden des Worts und der Feder in den Haaren liegen! Ein Volksredner hält dabei des großen Zwecks wegen oft ganz militärische Strapazen aus. Stundenlang, bis in die Nacht hinein, sitzt er in den überfüllten, heißen Lokalen und müht sich im Schweiß seines Angesichts und mit Aufbietung seiner Lungen- und Stimmkräfte ab, die Leute eines bessern zu belehren. Es ist wahrlich kein beneidenswertes Dasein, das die, die sich als geistige Kämpfer der sogenannten friedlichen Agitation gewidmet haben, führen müssen, es ist „Krieg im Frieden.“ Der trotz seines hohen Alters so jugendfrische Liebknecht hatte allen Grund, seine im Interesse seiner Partei unternommene Reise nach Marseille und zurück, die abwechselnd aus „Eisenbahnradierung“ und aus langen Reden bestand, mit dem sehr zeitgemäßen Ausdruck „Distanzfahrt“ zu bezeichnen. Es war in der That eine achtunggebietende Leistung: hundertzehn Stunden auf der Eisenbahn, und zum Schluß sechs Abende in ununterbrochener Reihenfolge Volksversammlungen! Die Sucht, „den besten Rekord zu machen,“ ist nicht bloß auf das Militär beschränkt, sondern durchdringt die ganze Zeit.

Es ist merkwürdig, welche innige Vorliebe der Geisterkampf und demgemäß auch die Partei, die ihn so eifrig pflegt, für echt militärische Worte und Wendungen haben. Die Erscheinung selbst ist leicht festzustellen, man braucht sich zu dem Zweck nur in der sozialdemokratischen Litteratur und in den Zeitungen umzusehen, während man über die Gründe zu ihrer Erklärung im Zweifel sein kann. Kann sich selbst die Sozialdemokratie des deutschen Reiches, in dem „etwas militärisches schon überall dabei sein muß,“ nicht von der allgemeinen Mode ausschließen, wird auch sie nur getrieben, während sie zu treiben glaubt? Hugo Blümner, Professor der klassischen Philologie in Zürich, hat ein Buch über den bildlichen Ausdruck in den Reden des Fürsten Bismarck geschrieben; niemand wird sich über seine Entdeckung wundern, daß „die Metaphern und Bilder, die vom Waffen- und Kriegswesen entnommen sind, außerordentlich zahlreich sind.“ Nun, die Sozialdemokratie ist in diesem Stücke bismarckischer als der ihr so verhaßte Bismarck. Der „Mann von Blut und Eisen,“ der nicht davor zurückschrak, unter Zustimmung seines Herrschers, der Soldat mit Leib und Seele war, das neue Reich durch die Arbeit des Schwertes zusammenzuflicken, redet natürlich wie ein Militär, aber wie kommt die friedliche Sozialdemokratie dazu, es ebenso zu machen? Krieg,

Schlacht und Sieg sind in ihrem Munde unendlich häufige Wörter. So kurz auch die Geschichte der Partei ist, so hat sie doch schon einen Krieg geführt, der an Dauer kaum hinter dem berühmten dreißigjährigen zurücksteht. „Und glauben Sie mir — sagte Liebknecht auf dem Kongreß zu Marseille —, wir, die wir gegen Bismarck gekämpft, ihn niedergeworfen und nach fünfundsiebenzigjährigem Kampfe geschlagen haben, wir werden von keiner Macht der Welt unterjocht und von unserm Ziele abgelenkt werden. Wir sind bereit, unsern letzten Blutstropfen für die Sache des Sozialismus zu vergießen, und wir werden unsern Emanzipationskampf fortsetzen, bis wir den Sieg errungen haben.“ Am 20. Februar 1890 fand die „Hauptschlacht“ statt: „wir haben — hieß es im »Vorwärts« — am 20. Februar in einer großen Hauptschlacht die vereinigten Gegner überwunden.“ Unzählig sind die sonstigen „Schlachten“, die „Gefechte“ und „Vorpostengefechte“ und die „Scharmügel.“ Bei jeder Reichstagswahl „kommt es zur Schlacht.“ Auch bei den Kommunalwahlen in den Großstädten werden schon „Schlachten geschlagen.“ Die zünftige Geschichtschreibung, die noch immer nicht begreifen will, daß die Gründung des kleinsten Arbeitervereins, wie Johann Sakoby sagte, für den künftigen Geschichtschreiber mehr wert ist als die Schlacht von Sadowa, wird es vielleicht nicht einmal bemerkt haben, daß am 27. September 1892 in Berlin eine „offne Feldschlacht“ stattfand, obwohl sie durch einen spaltenlangen Aufruf an die Kommunalwähler der Bezirke im voraus angekündigt worden war. Dieser Aufruf, der mit den stolzen Worten schloß: „Ein glänzender Sieg ist euch gewiß,“ konnte mit Napoleons schneidiger Anrede an seine Soldaten bei den Pyramiden jeden Vergleich aushalten. Übrigens entsprach der Erfolg den großen Erwartungen, und nach der Schlacht lautete das Bulletin: „Der Sieg ist auf der ganzen Linie unsern Parteigenossen treu geblieben.“ Wenn man sich nach dem Militarismus ihrer Worte richtet, hat die Sozialdemokratie Siege über Siege erfochten, kleine, große und größte, sie ist, kann man sagen, sieggewohnt und „an Ehren und an Siegen reich.“ Das Jahr 1890 war für sie „ein Kampf- und Siegesjahr“; „der 20. Februar ist ein weltgeschichtliches Datum — er bedeutet den endgiltigen Sieg der sozialdemokratischen Idee und Weltanschauung über die mechanische Gewalt.“ Aber jedes neue Jahr wird in den Neujahrsartikeln der Presse schon vorher als Kampf- und Siegesjahr ausposaunt. Nach dem Sieg folgt immer „Triumph,“ es wird „triumphiert,“ „Viktoria geschossen.“ Jedoch scheinen auch die Gegner der Sozialdemokratie militärische Gewohnheiten angenommen zu haben, sonst würde nicht so viel von „Bekämpfung“ der Sozialdemokratie und von gelungenen oder mißlungenen „Feldzügen“ gegen sie die Rede sein, und eine in mehreren Auflagen erschienene Schrift würde nicht mit dem bezeichnenden Titel versehen sein: „Wird die Sozialdemokratie siegen?“

Das „Heer“ der deutschen Sozialdemokratie ist millionenstark, wie sein Grenzboten IV 1892

Urbild, das wirkliche deutsche Heer. Auf der allgemeinen Wehrpflicht beruht die Größe des einen, auf dem allgemeinen Wahlrecht die des andern Heers. Bei den letzten Reichstagswahlen hatte „das sozialistische Deutschland“ anderthalb Millionen Mann an die Wahlurne geschickt. Auf den Parteitagen wird von den Führern — es giebt genau genommen keine, weil jeder Parteiführer einfacher „Parteisoldat“ ist und bleibt — „Heerschau“ gehalten. Dort werden wie nach einem Manöver Berichte erstattet, an die sich die Kritik schließt, und dann wird über die einzuschlagende Kampfweise, die „Taktik“, beraten. Die richtige Taktik macht den leitenden Geistern ähnliche Sorgen wie den Diplomaten und Generalen die richtige Diplomatie und Strategie. Eine Hauptsache ist es, daß das gewaltige Heer in möglichst kurzer Zeit „mobil gemacht“ werden kann. „Wir haben nicht nur bei der Wahl zu kämpfen, sondern stets mobil zu sein.“ Um die Mannschaften durch frische Kräfte zu ergänzen, werden neue Streiter „geworben.“ Alle soldatischen Tugenden werden hochgeschätzt, besonders Disziplin, Mut und Tapferkeit, während Feigheit mit gerechter Verachtung behandelt wird. „Ihr werdet nicht dem Gegner das Feld räumen, ohne gekämpft zu haben. Nichtbeteiligung bei der Wahl ist die Parole der Feigheit und gereicht einzig und allein unsern Feinden zum Vorteil.“ Dem „tapfern Freiheitskämpfer,“ der sich rühmlich hervorgethan hat, wird kein Denkmal von Stein gesetzt, aber sein Name wird „mit unvergänglichen Lettern in die Geschichte der Partei eingetragen.“ Die Devise der wackern Streiter ist: „Allzeit voran“ und „Vorwärts.“

Noch eine letzte „Eroberung,“ eine letzte Annexion fehlt der Sozialdemokratie, damit der Grundstein zu dem friedlichen Weltreich der neuen Gesellschaft gelegt werden könne. Die Schwierigkeiten, die es hierbei zu überwinden gilt, sind groß, sie liegen in der räumlichen Ausdehnung, die selten durch gute Verkehrsverbindungen ausgeglichen ist, und in der weiten Verteilung der Wohnsitze der ländlichen Bevölkerung. Das Land ist die eine Säule, die die ganze Last des alten Gebäudes zu tragen hat, das mit ihr steht und fällt. Liebknecht schrieb in seinem Agitationsbericht über seinen Besuch des Marseiller Kongresses: „Von ganz besonderm Interesse waren für mich die Debatten des Kongresses über die Agitation unter den Bauern. Durch die Erfahrungen von 1848 und 1871 gewizigt, haben die französischen Arbeiter begriffen, daß eine Minderheit, und sei sie noch so heldenmütig und thatkräftig, ihren Willen einer feindlichen Mehrheit nicht aufzwingen kann; sie haben begriffen, daß der Sieg der sozialistischen Bewegung nicht möglich ist, wenn die Landbevölkerung ihr feindlich gegenübersteht, und sie haben sich entschlossen, das Land zu erobern.“ Wie kann die Aufklärung in den antikollektivistischen Schädel des alten schwerfälligen Gewohnheitsmenschen, des Bauern, hineinpraktiziert werden? Es ist interessant, daß sich auch diese harte Arbeit in militärische Formen kleidet; auf das Land werden von den Städten aus Streifzüge unternommen,

gegen das Land wird ein „Guerillakrieg“ geführt. Der Militarismus des Staats zieht die Söhne der Bauern in die Stadt, in die Garnison, der Militarismus der Sozialdemokratie geht aus der Stadt, aus seiner Garnison aufs Land und sucht die Bauern auf ihren Dörfern auf. Die einzelnen Aushebungsbezirke werden von den Agitationskommissionen unter die Agitatoren verteilt, damit sich diese nicht unnötigerweise Konkurrenz machen und das Geschäft hübsch glatt und gleichmäßig besorgt wird. Eine „Kolonne“ zieht Sonntags morgens „in aller Frühe,“ wenn die Hähne krähen, aus dem Stadthor, „ohne öffentliche Reklame,“ ohne daß die vielleicht zum Teil noch ihren sonnabendlichen Philisterflak ausschlafenden Bürger gestört werden. Zuweilen wird auch schon Sonnabends aufgebrochen und einen Teil der Nacht marschirt, dann wird das einfache soldatische Nachtlager bezogen und, wenn der Tag graut, zum Antreten kommandirt. Um Regen und Schnee, Hitze und Staub kümmern sich die „Donnerwetters“ nicht, sie haben es meist während ihrer Militärzeit gelernt, es mit den Elementen aufzunehmen. Auf dem Marsche muntern sie sich auf, indem sie nach allbekannten Melodien die „Schlachtlieder des kämpfenden Proletariats“ erschallen lassen. Größere Kolonnen lösen sich in „Züge“ auf, die sich verschiedne „Operationsfelder“ aussuchen, um hernach an einem vorherbestimmten Punkte wieder zusammenzutreffen: „getrennt marschiren, vereint schlagen!“ Die in ein Dorf „eintrückenden“ Streiter sind reichlich mit „Munition“ versehen, das heißt mit Flugblättern, Zeitungen und Agitationschriften, womit sie die Häuser „belegen.“ In der Nähe eines Dorfes wird auch zunächst eine „Vorhut“ ausgesandt, um das „Terrain zu rekonosziren,“ oder der Zug wird auch „in zwei Treffen formirt,“ die getrennte Straßen einschlagen, sodaß, wenn zufällig die löbliche Gendarmerie an dem einen Dorfende Posten gefaßt hat, das Dorf unterdessen von der andern Seite „genommen“ wird und der Feind das Nachsehen hat. Damit der gute Ruf der Armee durch das ungeziemende Verhalten einzelner keinen Schaden leide, wird „strenge Mannszucht gehalten,“ und das anständige Betragen der Genossen, das die Dorfbewohner vielleicht infolge ganz anders lautender Schilderungen, die man ihnen gemacht hatte, gar nicht erwartet hatten, trägt wesentlich dazu bei, die Vorurteile gegen eine, wie die Erfahrung beweist, zu unrecht verleumdete Partei zu zerstreuen; im allgemeinen wird, je greller die vorhergehende Warnung gefärbt war, desto stärker auch der Rückschlag sein. Wie soll sich der Bauer gegen Geisteskämpfer zur Wehr setzen, die ihm in der höflichsten Weise und ohne Entgelt etwas zu lesen ins Haus bringen? Unse Zeit schwelgt in den Erfolgen der Taktik!

Wenn man solche Schlachtberichte über Sonntagsausflüge deutscher Sozialdemokraten liest, könnte man unwillkürlich trotz aller Verschiedenheiten an eine englische Armee, die sich ebenfalls international nennt, aber echt britisch ist, erinnert werden, deren geistliche Absichten mit einem auffallenden militärischen

Gewand umhüllt sind: die englische Heils- oder Seligmacherarmee. Ihr lärmender, grotesker Aufzug verträgt sich gewiß nicht mit dem nachdenklichen und gesezten deutschen Wesen. Aber ihre Entstehung muß doch schließlich auf ähnliche Antriebe zurückgeführt werden wie die unsrer Sozialdemokratie. Deshalb sind auch gewisse Ähnlichkeiten zwischen beiden vorhanden. Die Heilsarmee will dem religiösen Indifferentismus entgegenwirken, die Sozialdemokratie dem politischen. Beide lassen den, der seinen Übertritt zu ihrer Genossenschaft einmal erklärt hat, nicht leicht wieder los, dafür sorgt der in der Gesamtheit lebendige Zusammenhalt. Die Angehörigen beider Armeen gehen am Tage ihrem gewöhnlichen Berufe nach und widmen bloß ihre freien Stunden dem Dienste in der Armee. Die einen suchen das „Kriegsgeschrei,“ ihr „offizielles“ Organ, die andern den seinem Titel nach nicht minder kriegerischen „Vorwärts“ zu verbreiten. Hier ist die Religion Privatsache, dort wenigstens die Konfession. Die Genossen hier und dort verpflichten sich nur, gewisse allgemeine Grundsätze zu bekennen, die ihr „Programm“ bilden; Henry Drummond ist dadurch offenbar beeinflusst worden, ein „Programm des Christentums“ aufzustellen. Nur die Organisation der Heilsarmee ist militärisch, sogar bis auf abgeschmackte Außerlichkeiten, aber ihre Zwecke sind sozialpolitisch. Die Art, wie die Heilsarmee die Sozialpolitik betreibt, ist englisch, die Art, wie es die Sozialdemokratie thut, ist deutsch.

Was nennt man nicht alles Frieden, und wie viel Krieg ist unter der Decke des friedlichen Zusammenlebens der Menschen verborgen! Alle jene hochtönenden Kriegsworte sind kein bloßer Spaß, der Wortstreit lehnt sich an den Widerstreit der Interessen an. Niemand kann den bitteren Ernst der wirtschaftlichen Kämpfe verkennen. Dieser bittere Ernst ist so alt wie die Menschenwelt und besteht, seitdem dem Menschen das Urtheil gesprochen wurde: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“ Die Sozialdemokratie leugnet nicht, daß die soziale Bewegung unsrer Tage Krieg bedeutet. Wie oft sind nicht die Vereinigungen von Facharbeitern, die eine Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage erzielen wollen, Kampforganisationen genannt worden, Arbeiter und Arbeiter schließen sich zusammen, um durch die Vereinigung ihrer Kräfte zu erreichen, was dem einzelnen durchzusetzen nie gelingen würde. Nur die Organisation, die Gesamtheit kann mit Aussicht auf Erfolg der Übermacht des Besitzes und des Kapitals Widerstand entgegensetzen. Die Gewalt, das „Fausrecht“ auf diesem Gebiete nennt sich Streik. „Der Streik ist eine Kriegsmäßregel.“ „Wie Krieg das letzte Argument der Könige ist oder eines unterjochten Volks, so ist der Streik die ultima ratio (das letzte Beweismittel) der Arbeiter.“ „Die Streiks werden seltner werden, wie denn auch die englische Arbeitergeschichte zeigt, daß die Zahl der Streiks von Jahr zu Jahr geringer wird; aber waren es früher wirtschaftliche Vorpostengefechte, so sind es jetzt wirtschaftliche Schlachten.“ Beim Streik wie im Kriege ist die Haupt-

fache der nervus rerum, eine wohlgefüllte Kriegskasse; aber bei langer Dauer des Kriegs droht auch in der vollsten Kasse gährende Leere einzutreten, und dann wird die Ausdauer der Kämpfenden auf eine harte Probe gestellt, sie müssen sich endlich darauf beschränken, zu verhüten, daß die „Niederlage“ allzu empfindliche Friedensbedingungen nach sich zieht. Ihre Lage wird unhaltbar, wenn die Streikenden durch das Dazwischentreten von zahlreichen Gliedern der „industriellen Reservearmee“ in der Flanke bedroht werden und in Gefahr kommen, zwischen zwei Feuer zu geraten. Dann müssen auch die, die am längsten „voll Heldennut gekämpft“ haben, sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Die gewerkschaftliche Bewegung ist auf Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiterklasse innerhalb der bestehenden Gesellschaft gerichtet, sie führt „im Rahmen der heutigen Gesellschaft“ Krieg, aber das Ziel der Sozialdemokratie liegt weit darüber hinaus. Die Sozialdemokratie, die immer alles „voll und ganz“ will, will den Gegner vernichten, sodaß er sich in nichts auflöst. Sie betrachtet die Erringung der politischen Macht als ihre Aufgabe, und die gewerkschaftliche Bewegung ist in ihren Augen nur Mittel zum Zweck, sie begrüßt beifällig die sozialen Reformen und bezeichnet sie nur deshalb als „sogenannte“ Reformen, weil sie ihr nicht weit genug gehen und nicht genug bieten, aber alle Reformen werden von ihr nur benutzt, um die Arbeiter „kampffähiger“ zu machen in dem Ringen um die Erreichung der (sogenannten) sozialistischen Endziele.

Die Aufhebung des Klassenstaates ist das Ziel der Sozialdemokratie. Das Ziel selbst, aber auch nur dieses, ist durchaus friedlich, so selbstverständlich friedlich wie der ewige Friede; leider ist Krieg nötig, um das unerreichbare Ziel zu erreichen, das die Menschen äfft wie eine Fata Morgana, der sie nachlaufen, der sie sich zu nähern glauben, und die ihren Blicken plötzlich wieder in unabsehbare Fernen entwindet. Der Zukunftsstaat kennt keine Herren und keine Knechte, keine Ungerechtigkeit und keine Ungleichheit; der Zukunftsstaat läßt aber deshalb so lange auf sich warten, weil heute alles ganz anders ist, als es in ihm sein wird. Heute ist keine Ordnung vorhanden, heute stehen sich Ausbeuter und Ausgebeutete, Kapitalisten und Proletarier, Herrschende und Beherrschte gegenüber. Diese Zweiteilung ist allerdings nicht ordentlich durchgeführt, die sämtlichen „bürgerlichen“ Parteien, ob sie nun liberal oder konservativ sind, bilden keineswegs, wie die Sozialdemokratie es möchte, eine einzige reaktionäre und kapitalistische Klasse, eine Minderzahl von Besitzenden ist noch nicht steinreich, und alle übrigen sind noch nicht blutarm. Die Gegensätze von arm und reich sind überhaupt niemals völlig auszumergen, nur das Verhältnis zwischen beiden wechselt und ist veränderlich. Aber die Sozialdemokratie thut, als ob es nur noch zwei Gattungen von Existenzen geben könnte, als ob die einen schwelgten und die andern darben, sie ist unermüdet, die beiden Klassen mit neuerfundnen Ausdrücken zu bezeichnen, die

Unterdrückung der einen durch die andre mit immer neuen Farben auszumalen. Trotzdem beweist sie selbst schon durch das Schwanken ihrer Benennungen, daß die Trennung der Gesellschaft in zwei feindliche Heerlager nicht bis auf den wünschenswerten höchsten Grad gediehen ist. Die Sozialdemokraten sprechen bald von einer besitzenden, gebildeten, herrschenden Klasse, bald von mehreren, und nur darin sind sie konsequent, nur eine Arbeiterklasse, die identisch mit dem sozialdemokratischen Proletariat sein soll, zu unterscheiden. Aber es liegt Methode in diesem Geisterkampf, der die bestehenden Schroffheiten immer möglichst schwarz zu malen sucht, denn es ist gewiß, daß es schon genügt, wenn jemand sich für einen Proletarier hält, damit er unzufrieden wird, ohne daß er ein solcher wirklich zu sein braucht. Es ist leider wahr, was Runo Frankenstein in Heft 4 dieses Jahrgangs der Grenzboten schrieb: „Die Sozialdemokratie erstrebt nicht den sozialen Frieden; sie hat den Klassenkampf auf ihre Fahne geschrieben, sie feiert, wie es in einem Beschlusse des Brüsseler Kongresses ausdrücklich heißt, »zur Bekundung des Klassenkampfes« alljährlich den ersten Mai.“

Wenn man den Krieg zwischen den Nationen eine Barbarei nennt, wenn man die Gegensätze: Sie deutsch! Sie französisch! barbarisch findet, so sollte man auch die Gegensätze: Sie Sozialist! Sie Ausbeuter! barbarisch finden. Auf dem Marseiller Kongreß hat Liebknecht wieder einmal seine alte Lehre von den beiden Nationen vorgetragen: „Wir kennen nur zwei Nationen oder Klassen, in welche sich das Volk teilt, eine Arbeiterklasse und eine Ausbeuterklasse. Und beide Klassen finden wir in der ganzen zivilisirten Welt,“ und zum so und sovielten male sah er sich gezwungen, den Unwissenden darzulegen, daß die Sozialdemokratie an diesem Gedanken ganz unschuldig sei, weil sein Vater ein „konservativer“ Romanschriftsteller war: „Wenn die Herren diese Betonung der Internationalität als Hochverrat hinstellen, wenn sie meinen, dadurch mich und die Sozialdemokratie zu treffen, so möchte ich ihnen doch sagen, daß dieser Gedanke nicht von der Sozialdemokratie herrührt, sondern von einem konservativen Staatsmann zuerst ausgeführt wurde. Dieser hat in seinem Roman Sybil betont, daß es nur zwei Nationen gebe, die Armen und die Reichen, und unsre heutigen Staatsmänner bieten alles auf, die Klassengegensätze zu erweitern und so den Kampf zwischen diesen beiden Nationen leidenschaftlicher zu machen.“ Es ist richtig, daß Benjamin Disraeli in seinem 1845, nach der Chartistenbewegung, erschienenen Roman den weiten Abstand zwischen reichen Kapitalisten und armen Proletariern in aller Schärfe gezeichnet hat, aber er hat doch nur gemeint, daß sie sich wie zwei feindliche Nationen gegenüberstünden, er hat aber nicht sagen wollen, daß es nur zwei Nationen gebe, er hat aus dem Vorhandensein der zwei Nationen auf englischem Boden, über die zusammen die Königin regiere, nicht die Berechtigung des vaterlandslosen Kosmopolitismus herleiten wollen. Nach Disraelis Meinung war es ein

Unglück, daß die junge Königin Viktoria über zwei habernde Nationen statt einer einig regierte. Das ist also die diametral entgegengesetzte Ansicht von der eines anscheinend französischen Anonymus, der in einer Zuschrift an den „Vorwärts“ vom 29. September dieses Jahres es für verdienstlich hält, nötigenfalls den nationalen Krieg durch den Bürgerkrieg zu verhindern. Sybil schließt mit dem patriotischen Wunsch, daß England eine freie Monarchie und ein gutregiertes und wohlhabendes Volk haben möge, und sein Verfasser hofft für die Erfüllung dieses Wunsches auf die Jugend seiner englischen Nation. Dieser Roman ist ein Loblied auf den Staatssozialismus. Liebknecht kann das Zitat aus Disraeli für seine Zwecke gar nicht gebrauchen, er thäte besser, es aus dem Spiele zu lassen. Kommt einmal ein neuer Nationalitätenkampf, wenn man so sagen will, von reich und arm, zu dem alten, der nicht erstorben ist, hinzu, treffen sie beide vielleicht in demselben Augenblick zusammen, versuchen sich etwa die Menschen neben dem Völkerrkrieg im Volksstreik oder gar neben dem Weltkrieg zugleich auch im Weltstreik, so werden wir mehr Krieg und Brand und Elend haben als je zuvor.

Trotz alledem ist die Sozialdemokratie immerhin wenigstens so vernünftig und ehrlich, die Thatsache, daß wir in einer durchaus kriegerischen Zeit leben, nicht zu bestreiten, in einer Zeit, wo man nur durch eine Rüstung von Kopf zu Fuß den Frieden zu erzwingen hoffen könne. Bezeichnend ist die Antwort, die der „Vorwärts“ Herrn Professor v. Gizycki auf eine Berichtigung über die Zwecke der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur hat zu teil werden lassen. Der „Vorwärts“ meinte, daß der Boden für die ethische Kultur, die v. Gizycki gepflegt wünsche, „erst im harten Kampfe errungen sein“ wolle; jener antizipire als gegenwärtig vorhanden, was höchstens ein frommer Wunsch sei. Die Sozialdemokratie stellt sich dreist vor die Regierungen hin, wie jener Römer vor die Karthager, und bittet sie zu wählen: Frieden oder Krieg? Aber die Schwärmer für die allgemeine Abrüstung bilden sich ein, sie hätten nur nötig, Beschlüsse zu fassen und geharnischte Proteste zu erlassen, damit sich alle zu dem Ruf vereinigen: Die Waffen nieder! Wenn sie wirklich die ernsthafte Absicht hätten, den Krieg für immer zu verhindern, die freilich ebenso unmöglich durchzuführen ist, wie die Absicht der Sozialdemokratie, die „Anechtschaft“ in jeder Form zu beseitigen, so müßten sie sich nicht nur gegen die Völkerrkriege, sondern auch gegen den Klassenkampf und gegen den Geisterkampf mit seinen kriegerischen Worten und Gedanken erklären, so müßten sie sich, wie Björnsterne Björnson ganz folgerichtig schließt, gegen alle Kriegsgedanken des menschlichen Herzens erklären. Sie sollten sich aber doch nicht den Wahn in den Kopf setzen, daß sie bei Experimenten dieser kindlichen Art die Sozialdemokratie auf ihrer Seite hätten. Alle die Vorwürfe, die Frau von Suttner gegen die nationalen Kriege erhebt, lassen sich auch auf die sozialen Kämpfe beziehen; auch hier ist „immer der andre“ der kriegswünschende. Immer dem

„andern wird vorgeworfen, daß er Gewalt an Stelle des Rechtes setzen will.“ Alle Welt will den Frieden oder behauptet ihn zu wollen, aber alle Welt thut nicht das, was dazu gehört. Sogar die Friedenskongreßler spotten ihrer selbst, indem sie in kriegerischen Metaphern zu sprechen lieben, sie bringen es fertig, um den Frieden zu stiften, flugs einen Kampfsartikel in der besten Form zu schreiben; um ein Gewicht in die Waagschale der Geschichte zu werfen, müssen sie sich zu einer „Friedensarmee“ zusammenscharen, in der sie gleich andern Soldaten der ihnen von ihrer eignen Überzeugung auferlegten „Wehrpflicht“ genügen.“

Woran liegt es, daß die deutsche Sozialdemokratie eine so durchaus kriegs- und kampflustige Partei ist? Sie kann eben nicht anders sein, weil sie deutsch, deutschen Wesens ist; das ist etwas, was der Holländer Nieuwenhuis ganz richtig durchschaut hat, der ihr ihren Militarismus zum Vorwurf machte. Auch der Engländer Sidney Whitman hat das erkannt, wenn er in seiner Schrift: „Der deutsche und der englische Arbeiter“ die soziale Entwicklung Englands und Deutschlands, besonders Preußens, mit einander vergleicht: englische Eigentümlichkeit ist die Selbsthilfe der Arbeiter, die eine Besserung ihrer Lage und Lebenshaltung bezweckt, deutsch ist die Disziplin und die Einwirkung von oben herab. Nicht ganz richtig ist es jedoch, wenn er die Aufgaben der Zukunft in Deutschland dahin zusammenfaßt: die Disziplin, die bisher von oben herab gewirkt hat, muß fortan auch von unten herauf die ganze Masse des Volkes durchdringen. Das ist insofern nicht völlig richtig, als die militärische Disziplin auch immer mit von unten herauf gehandhabt worden ist, indem sie in dem deutschen Charakter selbst begründet ist, sie ist nicht als etwas Fremdes und Außerliches in die Masse eingepflanzt worden. Die Sozialdemokratie hätte keine „disziplinierte Arbeiterschaft“ zu ihrer Verfügung, wenn ihr nicht der gehaßte Militarismus, dem sie dafür vielmehr zu Dank verpflichtet wäre, vorgearbeitet hätte. Indem die Sozialdemokratie die Masse weiter an die Disziplin gewöhnt, setzt sie nur die soldatische Schulung fort, allerdings bis jetzt zu dem Zweck, den Staat umzuwerfen und sich selbst an seine Stelle zu setzen. Es ist aber doch die Frage, ob sie sich nicht bloß für den König von Preußen abarbeitet. Sie will sich der Waffen der Zivilisation bedienen, um gegen sie selbst zu kämpfen, aber dadurch befördert sie gerade die Entwicklungsrichtung der modernen Geschichte. Sie befürchtet selbst, daß ihr die Früchte ihrer Thätigkeit entzogen werden könnten, darum kann sie ihren Argwohn gegen den Staatssozialismus nicht unterdrücken, sie fürchtet, daß am Ende der Staat selbst den Lohn ihrer Arbeit ernten könnte, daß sie nur für ihn „erzieht, organisiert und agitirt.“

Die Sozialdemokraten handeln und sprechen militärisch, preußisch, weil auch sie nicht von heute auf morgen sich selbst und das Volk anders machen können, als sie sind. Sie müssen, wenn auch wider Willen, in den gewohnten

Kategorien denken, wobei ihnen sogar hier und da eine „chauvinistische Phrase“ mit unterläuft, ihr Verstand bewegt sich, um mit Henry Drummond zu reden, in einem besondern Gedankenkreise, in „einer Kammer gleichsam, die ihre besondere Einrichtung hat, ihr eigenartiges Gerät, ihre eigentümlichen Bilder und Gesichtspunkte,“ und dies „bewirkt eine bestimmte Richtung und Färbung ihrer Denk- und Ausdrucksweise.“ Der Kapitalismus und der Militarismus, von denen der Sozialismus ein naher Verwandter ist, sind sozialdemokratische Gedankenkreise. In England ist nur die Kategorie des Kapitalismus der Gedankenkreis der Sozialdemokraten, in Deutschland kommt die des Militarismus hinzu. Selbst Liebknecht verfiel auf dem Kongreß zu Marseille in den Fehler, wenn es einer ist, „die Sprache der alten Gesellschaft zu sprechen.“

Die Sozialdemokratie ist auch keineswegs gegen jeden äußern Krieg, wenigstens ist ihr ein solcher gegen Rußland nicht unsympathisch. Engels und Liebknecht haben die Möglichkeit erwogen, daß die deutschen Sozialdemokraten unter die Fahnen gegen den Feind gerufen würden, und sie haben sich nicht für den natürlich unter Deutschen aussichtslosen Versuch des Streikens gegen den „Bruderkrieg“ ausgesprochen. Welche Nebengedanken sie haben mögen, ob sie nur den Fall des russischen Despotismus vor Augen haben, ob sie auf eine demokratische Hochflut nach Beendigung des Massenkrieges rechnen, das thut hier nichts zur Sache, genug, die Sozialdemokratie ist nicht einmal gegen den Nationalkrieg. Ihre vielgerühmte Internationalität ist auch keine rechte und echte, sie ist nur eine Internationalität zwischen den Sozialdemokraten einiger, aber nicht aller Erdennationen. Die Sozialdemokratie enthält in ihrem Programm immer noch die Forderung einer „Bewaffnung“ des Volks; wozu ist die aber nötig, wenn sie nicht auf einen Krieg berechnet ist? Für die Kräftigung des Körpers und die Übung der Muskeln würden doch Turnstunden, Turnfahrten und Wettspiele ausreichen; wozu das Volk überhaupt „in den Waffen üben“? Frau von Suttner, was sagen Sie dazu? Sie meinen in Ihrem Roman: „Sollte sich die allgemeine Wehrpflicht verbreiten, so würde in demselben Maße die Kriegsabneigung zunehmen.“ Sehen Sie denn nicht, daß die Thatsachen nicht im geringsten damit übereinstimmen? Der „letzte“ Krieg wird niemals geführt werden, weder der letzte nationale noch der letzte wirtschaftliche noch der letzte geistige, Krieg erzeugt immer wieder Krieg. Die deutsche Sozialdemokratie wird sich hüten, aus dem dritten Abschnitt ihres Programms die Forderungen der „Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit“ und der „Volkswehr an Stelle der stehenden Heere“ zu streichen, wahrscheinlich wird sie nicht einmal die „Entscheidung über Krieg und Frieden durch die Volksvertretung“ den Friedensfreunden zum Opfer bringen. Auf dem Berliner Parteitage vertrat in kurzer Rede Singer den sozialdemokratischen Ultra-Militarismus, und ohne langes Besinnen und Besprechen forderte auf seinen Vorschlag der Parteitag einstimmig „die Einführung eines auf Erziehung

zur allgemeinen Wehrhaftigkeit beruhenden und die allgemeine Volksbewaffnung verwirklichenden Wehrsystems.“ Eine Partei hört wie eine Nation auf, zu bestehen, wenn sie friedfertig um jeden Preis ist.

Wenn es schon zweifelhaft ist, ob eine Volkswehr, wie sie die Sozialdemokratie wünscht, nicht schon im Frieden für die Gesamtheit ebenso teuer wie ein stehendes Heer ist, wenn nicht teurer, so ist es noch viel zweifelhafter, ob ein Volkskrieg nicht verderblicher ist, als ein von einem Bruchteil der Nation geführter Krieg. Sedenfalls würde auch die Volkswehr einen recht runden Posten in dem Etat eines Volksstaats ausmachen. Ebenso würden die einzelnen durch die militärische Last in einem solchen Staat nicht weniger gedrückt werden als heute, sie müßten „dienen“ so gut wie jetzt, aber die Dienstzeit würde vielleicht noch länger dauern, da die militärische Erziehung ja schon von Jugend an begünne, der einzelne könnte lange warten, bis er die Aussicht hätte, „militärfrei“ zu sein. Wie der sozialdemokratische Staat die auf den Gipfel getriebne Legalität des Gesellschaftslebens bedeuten würde, in dem alles ordnungs- und gleichmäßig am Schnürchen gehen müßte, so würde der Militarismus der Sozialdemokratie der allgemeine Militärzwang sein. Wie der Sozialismus nichts anderes als Kapitalismus in der äußersten Planmäßigkeit ist, so wäre jener Militarismus derselbe wie der heutige, aber auf den höchsten Grad erhoben.

Man sollte nicht vergessen, daß jedes „Prinzip,“ und wäre es das beste, in dem Distanzritt der Prinzipien zu Tode geritten werden kann. Würde die allgemeine Wehrpflicht, die Scharnhorst aus der „großen“ französischen Revolution auf Preußen übertragen hat, in sozialistischer Weise übertrieben ausgedehnt, so würde die Zahl, die Masse der Soldaten zunehmen, aber die Zahl behält hier so wenig Recht, wie die Mehrheit bei einer Abstimmung. Mit der größern Zahl drängt sich immermehr die Frage der Verkürzung der Dienstzeit in den Vordergrund, mit der Bedeutung, die man der Menge beilegt, nimmt unwillkürlich die ab, die der Befähigung gebührt. „Immermehr“ ist ein bedenkliches Wort: immermehr Soldaten und immermehr Sozialdemokraten; noch bedenklicher ist „lauter“: lauter Soldaten und lauter Sozialdemokraten; hoffentlich wird aber die Zukunft dem Nebeneinanderlauf der Parallelen Halt gebieten. Deutschland ist der militärische Lehrmeister der neuesten Zeit geworden; die Frage ist, wie kann es Meister bleiben? Aber auch das „sozialistische Deutschland“ ist das größte der Welt; „Deutschlands Proletariat — sagte auf dem Hallischen Parteitag der Franzose Guesde — ist das am großartigsten organisierte, es steht an der Spitze des Weltproletariats mit seinem Programm, seiner Organisation und seinen Erfolgen.“ Mit seiner Sozialreform hat Deutschland allen Staaten voran den Sprung ins Ungewisse gewagt; wird es ihm gelingen, auch der soziale Lehrmeister der kommenden Zeit zu werden? Qui vivra, verra.